

Im Anfang war der Lehm

Früher haben die Architekten am liebsten Hochhäuser oder Museen entworfen. Jetzt entdecken sie eine neue Baustelle: die Dritte Welt.

von Laura Weißmüller

Das Chaos hat System – nur eben keines, das sich westlichen Augen sofort erschließen würde. Da kriechen dick gepackte und hoch verschürte Kleinbusse die Straße entlang, dazwischen schlängeln sich Mopedfahrer, auf Tuchfühlung mit den Fußgängern am Rand, die von ausgebreiteter Ware auf dem Boden salutiert werden. Die Händler haben vor kleinen Müllbergen ihr Quartier bezogen. Doch was einem lärmenden und verkehrstechnisch mörderischen Durcheinander gleicht, folgt einer Ordnung – der nigerianische Architekt Kunle Adeyemi kann mit ein paar Strichen die unterschiedlichen Teilnehmer auf der Straße von Lagos auseinanderdividieren, die Autos von den Zweirädern, die Fußgänger von den Marktständen und dem Abfall.

Die Welt baut. Doch während der Großteil der Menschheit hämmert und mauert, bekommt der Westen davon nichts mit. Das, was Hochglanzhefte auf ihr Cover hieven und Juries gewöhnlich auszeichnen, diese filigranen Betonhülsen und himmelstürmenden, dreimal gedrehten Wolkentürme, repräsentiert nicht einmal einen Bruchteil der Weltarchitektur. Wer glaubt, nichts zu verpassen, schließlich sind die Heroen der Architektur allesamt aus dem Westen, der irrt gewaltig.

Denn es gibt eine Alternative zu Größenwahn in Glas und Stahl – Architekten, die lieber etwas entwerfen, das das Leben und die Bedürfnisse der Menschen widerspiegelt, die darin arbeiten und wohnen. Es sind Bauten ohne großes Budget, oft sogar ohne Auftrag, die jedoch nachhaltig das Leben ihrer Bewohner verbessern. So-



Westliche Architektur in Billigausbau ist keine Lösung für arme Länder.

zial könnte man dazu sagen, wenn nicht sofort Bilder von schnell zusammengezimmerten Notunterkünften oder unansehnlichen Wohnblöcken im Kopf aufploppen würden. Denn die Architektur, um die es hier geht, ist nicht nur sozial, sie ist auch bestechend schön und vor allem: Sie hat eine eigene Handschrift.

Es ist eine Architektur, die endlich mehr will als westliche Modelle einfach nur auf Arme-Länder-Format zu bringen, was heißt, dass an allem gespart wird, ohne auf die konkrete Situation Rücksicht zu nehmen. Denn ein Gebäude von Frank Lloyd Wright oder Frank Gehry in der Billigausbau ist nicht die richtige Lösung für alle Breitengrade. Beispiele aus Nigeria, Burkina Faso oder Bangladesch zeigen, welche faszinierenden Hybride möglich sind, wenn man sich nur ohne Dünkel den weißen Flecken auf der architektonischen Landkarte widmet.

Adeyemi, im Norden Nigerias aufgewachsen, arbeitete knapp zehn Jahre in Lagos für OMA, das Büro des niederländischen Architekten Rem Koolhaas. Zusammen mit OMA entwarf er eine zweistöckige Brücke, die die Straßenverhältnisse von Lagos imitiert: eng, verschlungen und unglücklich dynamisch. Genau so ist die Stadt, die als erste Megacity Afrikas mit circa 15 Millionen Einwohnern über weite Strecken ohne Masterplan entstanden ist. Ein Albtraum für europäische Städteplaner, Standard für die Megacities in den Entwicklungsländern.

Der Verkehr der geplanten Brücke läuft zwar geordnet oben, doch eine Ebene tiefer soll der stadtbekannteste Wirtswarr ausbreiten dürfen, dort gibt es nicht nur Platz für Fußgänger, sondern eben auch für Verkaufstände und Essbuden, die sich hier unausweichlich anordnen würden. „Lagos ist ein einziger Marktplatz“, sagt Kunle Adeyemi – nur eben keiner, der einer italienischen Piazza nahekommt. Die afrikanische Stadt gleicht eher einem gigantischen Schwarm, der in ständiger Bewegung temporäre, höchst lebendige Plätze schafft, um sie im nächsten Augenblick wieder verschwinden zu lassen – sonntagsmorgens vor der Kirche oder nachmittags zur Rushhour am Rand der Straße.

Hubert Klumppner und Alfredo Brillembaum haben die Slums von Caracas mit Zürich geteilt. 15 Jahre lang hatten die beiden ihr kleines Architekturbüro Urban-Think Tank in der Hauptstadt Venezuelas und wohnen in Sichtweite einer der vielen Favelas dort. Das, was für viele zum Synonym für die Abgründe der Globalisierung geworden ist, ist ihr Spezialgebiet. Der Österreicher und der Venezolaner bauen in den Slums dieser Welt. Doch seit kurzem leiten die beiden auch den neuen Lehrstuhl für Städtebau an der ETH in Zürich, eine der besten Architekturhochschulen überhaupt.

Wer das Wort Slum hört, der denkt an schiefе Wellblechhütten, knietiefe Dreck-



spurige Autobahn vom offiziellen Caracas ab. Um hier eine Anbindung zu schaffen, blieb nur die Möglichkeit, breite Schneisen für eine Straße in den konzentrierten Häuserbänken zu schlagen. Urban-Think Tank entschied sich stattdessen für den Luftweg. Die Architekten entwarfen ein urbanes Liftsystem, das selbst dem Präsidenten Venezuelas gefiel: Seit verganginem Jahr gondeln täglich 15 000 Menschen aus San Augustin nach unten in die Stadt. Der Schwung der Idee scheint in den funktionalistischen Entwurf eingeflossen zu sein: Pfeilschnell wölbt sich die zum Teil transparente Außenhaut über die fünf Stationen. Auch im Inneren wird der Blick nach draußen nie unterbrochen. „Bei sozialer Architektur wurde bislang immer die Ästhetik vergessen, aber das ist falsch. Nur was Schönheit ausstrahlt, das wird auch wertgeschätzt“, sagt Brillembaum.

Da das Budget bei solchen Projekten meist knapp ist, werden Netzwerke umso wichtiger: „Klopft hier mal ein paar Türen!“, fordert Brillembaum auch von seinen Studenten, schließlich haben die angehenden Ingenieure, Biologen oder Techniker, die an der ETH studieren, möglicherweise Ideen, wie die größten Probleme im Slum gelöst werden könnten. Fehlendes Licht, Luft und öffentliche Plätze: Ein Musikzentrum von Urban-Think Tank, das in der Favela Parisópolis in São Paulo entsteht, versucht das durch die Imitation der Umgebung. Wie die Finger einer Hand verschränkt sich das Gebäude ineinander und streckt sich dem Hügel entgegen. Jeder Finger eine Funktion: unten der Busstop, eine Etage höher das Fußballfeld und der Basketballplatz, darüber die Unterrichtszimmer, dann der Vortragssaal und schließlich, ganz oben, der große Konzertsaal. Vom Einhalten bestimmter Bautypen hält der Entwurf ebenso wenig wie von einer klaren Funktionalisierung, hier schiebt sich alles ineinander. Wie in der Favela ringt man.

Die Seilbahn dagegen erinnert nicht zufällig an alpenländische Skigondeln – der Techniker, mit dem Urban-Think Tank zusammenarbeitet, hat ist ein österreichisch-schweizerischer Seilbahnbauer. Das Prinzip der Sackkarre für den Transport von schweren Gegenständen in den steilen Hängen der Slums ist dem Hilfsmittel deutscher Bierfahrer abgeguckt. Es geht bei Urban-Think Tank um die Beste Synergie. Warum das angehende Archi-

Architekten werden bald eher in Lagos arbeiten als in Frankfurt am Main.

tektur werden bald eher in Lagos arbeiten als in Frankfurt am Main.



Sozial ist schön! Ob urbanes Liftsystem in der Favela (oben), Schule in Bangladesch (li.), Gemeindezentrum in São Paulo (Mitte) oder Grundschule in Afrika (re.), die Projekte verbessern nicht nur die Lebensbedingungen, sie besitzen auch eine eigene Ästhetik. Fotos: Metro Cable, Iwan Baan; Metischule, Kurt Hübner; Grotao Community Center and Park, urban-think tank; Grundschule in Gando, Siméon Duchoud/Aga Khan Trust for Culture



tekten hierzulande interessieren soll? Anna Heringer stampft auch gerne einmal selbst. Die bayerische Architektin hat sich zur Aufgabe gemacht, den Lehm- bau zu modernisieren. Dafür krepelt sie regelmäßig die Hosenhose hoch und stapft durch die Erde. Ihre Entwürfe zeigen, wie schön es aussehen kann, lokale Baustoffe und Handwerkskunst mit westlichem Know-how zusammenzubringen. Doch gerade in Bangladesch, wo Lehm das traditionelle Baumaterial darstellt, ist Heringers Mission keine leichte Aufgabe. Dort wird Lehm nur noch von denen verwendet, die sich weder Ziegel noch Beton leisten können. Eine Entwicklung, deren fatale Auswirkungen man schon in weiten Teilen Asiens begutachten kann: Der Wunsch, westlichen Vorbildern zu folgen, verwandelt etwa gerade halb Vietnam in eine plastikbezinnte und säulenumantelte Betonwüste – Müllhalden von morgen, die durch die notwendigen Klimaauswirkungen auch noch den Energieverbrauch explodieren lassen. Doch wie die Menschen davon überzeugen, dass sie einen besseren Lebensstandard auch ohne Westimporte hinkommen können? „Indem man sie motiviert, mit dem zu bauen, was sie haben, und ihnen dabei hilft, die Methoden zu verbessern“, sagt Heringer. Für das 1500 Einwohner große Dorf Rudrapur hat sie eine Schule entworfen, die außer dem Zementfundament – um den starken Regenfall zu trotzen – ganz aus Lehm und Bambus besteht. Sehr sorgfältig gearbeitet, lichtdurchflutet, optimal belüftet und zweistöckig. Eine Seltenheit.

Die eigene Identität wird im alten Baumaterial Lehm wiederentdeckt.

wand, weil das Entwerfen von Hochglanzarchitektur ihn nicht weiterbrachte bei seinem Ziel, „die Hütten meiner Heimat zu modernisieren“. Weil auch in Fachzeitschriften darüber nichts zu lesen war, flog Kéré nach Burkina Faso zurück – und überlegte, wie sich das vorhandene Material mit den zukünftigen Nutzern und passend zum Klima zu etwas zusammenfügen ließe, das die Menschen als Fortschritt wahrnahmen.

Bislang war der immer mit westlichen Modellen gleichgesetzt worden – unabhängig davon, wie die zu den Temperaturen und den Ressourcen des afrikanischen Landes passten. „Die Menschen sind hungrig nach Innovationen, aber man muss ihnen vermitteln, dass das, was sie haben, sinnvoll eingesetzt auch Fortschritt bedeuten kann“, sagt Kéré, der zu seinem ganz eigenen Stil gefunden hat: Sein geometrischer Schulbau in Gando für 30 000 Euro besitzt durch den Bezug zu seiner steppenartigen Umgebung eine authentische Schönheit, die man bei den Glitzerbauten der Stararchitekten häufig vermisst. Wohl auch deshalb hat sich Kéré, der „Mann aus Gando“, wie sie ihn stolz in seinem Heimatland nennen, dieses Jahr beim hochdotierten Schweizer Architekturpreis BSI Swiss Architectural Award gegen die internationale Elite durchsetzen können. Eine Sensation.